



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

China. Nachdem dank dem ebenso bestimmten wie höflichen Auftreten des Deutschen Reichs der unbegreifliche Versuch der russischen Politik, die Mächte zu einem voreiligen Rückzuge aus Peking zu verleiten, von der Tagesordnung verschwunden war, ist man vernünftigerweise ernstlich bemüht gewesen, die militärische Basis in Petchili für die Dauer zu sichern. Die Säuberung der Umgebung von Peking, die Sicherung der Verbindung mit den Peihomündungen sind erfreulich fortgeschritten, und namentlich ist die Truppenmacht auf diesem Kriegsschauplatz schon so weit verstärkt, daß es selbst einem wider alles Erwarten starken Aufgebot chinesischer Truppen schwerlich gelingen würde, die Stellung zu erschüttern. Aber vor allem: das für Petchili von allen Mächten acceptierte Oberkommando ist eingetroffen, und damit ist eine Hauptschwäche der militärischen Lage beseitigt. So auffallend spärlich, unklar und lückenhaft die Nachrichten über die Vorgänge in Petchili auch eingegangen sind — sogar die Verlustlisten lassen unbegreiflich lange auf sich warten —, so wird sich der, der aufmerksam verfolgt hat, was darüber bekannt geworden ist, des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß bisher eine gewisse Planlosigkeit bei den Operationen gewaltet hat, die nicht nur bei jedem ernstlichern offensiven Vorgehn Chinas, sondern überhaupt für die weitere Kriegführung höchst verhängnisvoll hätte werden müssen. Jedenfalls wird die öffentliche Meinung in Europa jetzt eingesehen haben, daß das Oberkommando durchaus nicht zu spät, sondern gerade zur rechten Zeit eingetroffen ist. Was die wahrscheinlich notwendigen weitem militärischen Maßnahmen in Petchili betrifft, so läßt sich darüber vorläufig gar nichts sagen, und noch weniger über die Operationen, die außerhalb Petchilis notwendig werden können, namentlich an der Südküste, wo die chinesische Regierung noch im unangetasteten Besitz ihrer festen militärischen Stellungen ist. Daß man sich in den leitenden Kreisen der Mächte der Illusion wirklich hingabe, die Widerstandskraft des chinesischen Reichs sei gebrochen und habe keine militärische Bedeutung mehr, die Flotte mitgerechnet, ist ganz ausgeschlossen. Muß aber offensiv gegen die festen Stellungen des Feindes außerhalb Petchilis vorgegangen werden, so wird sich natürlich das Bedürfnis einer einheitlichen Leitung auch hier aufdrängen, denn einer einzelnen Macht wird man kaum irgendwo das Mandat zur Durchführung geben wollen, und selbstverständlich wird das gemeinsame Oberkommando in Petchili, sobald es die Zügel in der Hand hat, auch hier von Einfluß sein. Schon die Disposition über die Truppen und Schiffe verlangt sein Eingreifen. So liegt es auf der Hand, daß es bei den fernern militärischen Aktionen jede weitere Zersplitterung verhüten helfen und für die ein gemeinsames Ziel verfolgenden Mächte sehr nützlich sein wird. Das haben die zu Dissonanzen geeigneten Mitglieder des Konzerts der Mächte auch vorausgesehen, und die süßsaure Miene, mit der sie in die Bestallung des Oberkommandos gewilligt haben, ist sehr verständlich. Ganz unerklärlich aber ist es, wenn jetzt noch in Deutschland in gewissen Kreisen die Mörgelien über den abenteuerlüchtigen Fürwitz laut werden, dessen sich unsre Politik durch die Kommandierung des Grafen Waldersee und seines Stabes schuldig gemacht haben soll. Das Kleinliche und bei Licht besehen doch im höchsten Grade unpatriotische Suchen nach mißliebigen Urteilen der ausländischen Presse über das Verhalten der Leiter unsrer Politik in dieser Frage, und das Aufbauen solcher Feindseligkeiten Fremder gegen unser eignes Vaterland zu dem Zweck der gefährlichsten Fezereien gegen den Kaiser und die Reichsregierung nicht nur in der demokratischen und der sozialdemokratischen Presse verdient für alle Zeiten gebrandmarkt zu

werden. Es giebt kaum ein andres Land in der Welt, wo große Parteien das eigne Nest in dieser Weise zu beschmutzen wagen dürften, ohne sich jedes Ansehens, ja der Existenz zu berauben. Nur wir scheinen immer noch das traurige Privileg der Vaterlandslosigkeit als berechtigt anzuerkennen. Sollte dem Wirken des Oberkommandos durch die Intriguen der Diplomatie sonderfächtiger Mächte Hindernisse in den Weg gelegt, ihm vielleicht jeder größere Erfolg zu vereiteln versucht werden, so werden natürlich diese widerwärtigen Vorgeleien von neuem ansetzen. Aber für den ernsthaften und patriotischen Politiker steht es fest, daß, wie auch der chinesische Handel ausläuft, das Reich doch in seiner weltpolitischen Stellung in überraschender und erfreulicher Weise gestärkt worden ist. Graf Waldersee hat sein schwieriges Amt angetreten; es ist ein weltgeschichtlich bedeutender Akt, und wir wünschen ihm Glück und Gelingen.

Die Chinesen haben es bisher mit großem Geschick verstanden, die durch die Eifersucht der Mächte geschaffne unnatürliche Lage dieses Kriegs ohne Kriegserklärung für sich auszunutzen. Es besteht kein Krieg, sagten sie, und wir haben deshalb auch gar nicht als kriegführende Parteien miteinander zu verhandeln, sondern friedlich, um den Ausbruch des Kriegs zu verhüten. Ihr Mächte habt vor allem den thatsächlichen Kriegszustand, den ihr geschaffen habt, wieder aufzuheben, d. h. das besetzte Gebiet zu räumen. Wir wollen so großmüthig sein, auch vor der Räumung in Verhandlungen mit euch einzutreten, aber wir denken nicht daran, uns als den besiegten Teil behandeln zu lassen, dem der Friede diktiert wird. Wir verlangen vielmehr ausdrücklich Garantien dafür, daß die Festsetzung und Bestrafung der chinesischen Würdenträger, die sich angeblich an euch und an dem, was ihr Völkerrecht nennt, vergangen haben sollen, uns Chinesen selbst überlassen bleibt.

Thatsächlich hat Li-Hung-Tschang die Frechheit gehabt, diesen Unsinn als Basis für den Beginn der Verhandlungen vorzuschlagen, obgleich es sich doch bei den Chinesen um einen Friedensbruch ohne gleichen in der Weltgeschichte handelt, und obgleich die ganze Welt davon überzeugt ist, daß wenn dieser Friedensbruch nicht exemplarische Strafe und Sühne findet, der Zustand, der durch die Verhandlungen geschaffen werden soll, schlechter sein würde als der, der vor dem Bruch des Friedens bestand, daß also der ganze notwendige Zweck der gemeinsamen Aktion in sein Gegenteil verkehrt werden würde. Nach allem, was über das Treiben Li-Hung-Tschangs in den Zeitungen zu lesen war, und was in den letzten Wochen thatsächlich geschehn ist, kann kein Zweifel mehr darüber aufkommen, daß dieser unverfälschten Zumutung der chinesischen Diplomatie die Diplomatie der Vereinigten Staaten von Amerika von vornherein nicht ferngestanden hat. Die Machthaber in den Vereinigten Staaten haben in der frivolsten Weise die chinesische Sache dazu benutzung wollen, sich ihren stammenden Mitbürgern und Wählern gleich beim ersten Debut als die Dirigenten im Konzert der Mächte zu präsentieren, d. h. die so überaus ernste Sache nach der Methode des gewohnten Wahlschwindels, in der sie Meister sind, zu behandeln. Der Größenwahn des amerikanischen Imperialismus und seine Unfähigkeit zu gedeihlicher Mitarbeit an einer der Menschheit dienenden Weltpolitik, von der er so viel zu faseln weiß, ist darin Europa mit heilsamer Deutlichkeit vor die Augen geführt worden, und hoffentlich wird dafür gesorgt werden, daß auch das in seiner großen Mehrheit besonnene, friedfertige und ehrliche Volk der Vereinigten Staaten dieses mehr als zweideutige Treiben seiner um ihre Wiederwahl ängstlichen Häuptlinge als die ungeheure Blamage erkennt, die es in der That ist.

Auch diesen neuen Schlag in das Gesicht der europäischen Politik hat Graf Bülow mit dem Vorschlag, vor dem Eintritt in irgend welche Verhandlungen mit den Chinesen Bericht von den Gesandtschaften über die Schuldigen zu verlangen und

deren Bestrafung durchzusetzen, wie es scheint, in erfolgreicher Weise durch seine vielbesprochne Zirkularnote zu parieren verstanden. Die deutsche Regierung — sagt er den Vorschlag motivierend — erachte „als eine Vorbedingung für den Eintritt in diplomatischen Verkehr mit der chinesischen Regierung die Auslieferung derjenigen Personen, die als die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht begangnen Verbrechen festgestellt sind.“ Die Vertreter der Mächte in Peking würden „in der Lage sein, in dieser Untersuchung vollgiltiges Zeugnis abzulegen oder beizubringen.“

Es ist in den Grenzboten schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß von amtlichen Berichten der Gesandten über die Haupt- und Grundfrage bis jetzt offiziell noch so gut wie nichts bekannt geworden ist: ob es sich bei den Pekinger Vorgängen und der ganzen Fremdenhege um einen der Regierung anzurechnenden Bruch des Völkerrechts handle, oder um sozusagen private Gewaltthätigkeiten gegen die Regierung sich auflehrender Rebellen. Nach den Zeitungsberichten soll allerdings gerade der amerikanische Gesandte die Frage schon bald nach dem Entschluß Pekings in der bestimmtesten Form zu Ungunsten der Regierung, d. h. der Kaiserin, beantwortet haben. Auch was sonst über persönliche Urteile von Gesandten und über die Ansichten der fremden Geschäftsleute in dieser Beziehung durch die Presse gegangen ist, ohne dementiert zu werden, stößt die Fiktion von der Rebellion als der Hauptursache vollständig um und läßt an der Hauptschuld der Regierung keinen Zweifel. Nichtsdestoweniger wird die als Lüge erkannte Fiktion von Li-Hung-Tschang und seinen nichtchinesischen Helfershelfern aufrecht erhalten, nachdem das Gerüde, es gäbe keine chinesische Regierung, mit der man unterhandeln oder der man den Krieg erklären könnte, nicht mehr ziehn will. Dieser Fiktion ging der Bülow'sche Vorschlag unmittelbar zu Leibe. Wollte die chinesische Regierung nicht die Schuldigen der gebührenden Strafe überliefern, wollte sie nicht damit selbst den Beweis liefern, daß nur Rebellen, nicht sie selbst, den Frieden gebrochen habe, so mußte sie sich zur Stellung als kriegführende Partei bequemen. Sie mußte dann aber auch die siegreiche Stellung der Mächte anerkennen, sich den Frieden diktieren lassen, oder der Krieg ist in optima forma eröffnet. Dieses Entweder-oder ist, was der Bülow'schen Note ihre hohe praktische Bedeutung verleiht. Das verlogne, jämmerliche Mänkepiel der chinesischen und der andern Diplomaten ist dadurch aus dem Konzept gebracht worden, das Licht der Wahrheit hat sie für den Augenblick erschreckt und geblendet. Natürlich ist die Wirkung auf die Imperialisten in Amerika von besonderm Interesse. Wie sollten sie die Sache nun drehn, damit der Profit für den Wahlschwindel gerettet werde? Wie konnte die tödliche Blamage wenigstens noch bis zur Präsidentenwahl verschleiert werden? Es ist köstlich, zu sehen, wie sich Großsprecherei und Angst dabei verbinden. Der deutsche Vorschlag wird zunächst abgelehnt, Amerika will für sich sofort Frieden mit China schließen und großmütig auch den Frieden mit den andern Mächten vermitteln, obgleich es dazu von niemand ein Mandat hat. Natürlich ist den Chinesen durch das Freundschaftsbündnis mit der „größten Nation der Welt“ der Kamm gewaltig geschwollen, und sie ergingen sich in den unverschämtesten Provokationen gegen die Mächte. Prinz Tuan wurde zum Leiter der Politik bestellt. Dieser niederschmetternden Blamage gegenüber war Herr Mac Kinley zu nochmaligem Umklappen gezwungen. Mit Tuan Frieden zu schließen — das würde den Wählern denn doch wohl noch die Augen öffnen und das glänzende Geschäft, das die Wiederwahl bedeutet, ernstlich gefährden. Aber weg mit diesem widerlichen Bilde politischer Verkommenheit und Unreife zugleich! Europa wird daraus die nötige Lehre ziehn, und Deutschland vor allem.

Unzweifelhaft hat die Bülow'sche Note den Erfolg gehabt, daß man endlich einsieht, daß das Deutsche Reich nicht zum Spaß und Spiel in China eingegriffen

hat, daß es nicht mit sich spaßen und spielen läßt, weder militärisch noch diplomatisch. Das ist erreicht worden, und es mußte erreicht werden bei dieser ersten ernsthaften Beteiligung an der Weltpolitik über dem Wasser. Das Deutsche Reich will in China keine Sonderrechte erreichen, es will nichts erobern, keine Aufteilung. Es hat keine Veranlassung, „auf Prestige zu arbeiten,“ keine Rücksicht zu nehmen auf innere Vorgänge, auf Parlaments- und Präsidentenwahlen, es wird nicht gedrängt von kapitalistischen Interessentkreisen, die durch den Krieg ihr Geschäft machen wollen, aber es will und muß im allereigensten politischen, nationalen und wirtschaftlichen Interesse eintreten für den gebotnen gemeinsamen Zweck der Mächte und der gesamten Kulturwelt, dem Völkerrecht Achtung und Macht zu wahren überall, wo Völker miteinander zu thun haben. Daß es dazu den Willen und die Macht hat, mußte der Welt handgreiflich vor die Augen geführt werden für alle Zeiten in dieser chinesischen Affaire. Noch wird viel geschehn müssen, daß das ganz erreicht wird, viel weise Energie wird aufgewandt, viel Vorsicht geübt werden müssen, noch können manche Fehler, viele äußere Widerstände, Mänke und Schachzüge den Erfolg erschweren. Wie könnte das anders sein? Aber was die deutsche Politik bisher erreicht hat, darf uns in der frohen Hoffnung bestärken, daß sie ihr Ziel hier, und wo es sich in zukünftigen Weltthändeln darum handelt, zu erreichen wissen wird. Zunächst scheinen die Chinesen ja auch wieder bescheidner geworden zu sein, worauf aber vorläufig natürlich nichts zu geben ist. Auf die Leute ist nur Verlaß, wenn sie an Händen und Füßen geknebelt sind.

Es scheint so, als ob die Bülow'sche Note doch auch in Kreisen, die sich bisher in Deutschland jedem Verständnis für unsre Aufgabe in China verschlossen hatten, ein wenig aufklärend, vielleicht belehrend zu wirken begönne. Sogar in der linksfreisinnigen Presse urteilt man über sie auffallend vernünftig. Wir geben uns niemals optimistischen Illusionen in Bezug auf das Parteitreiben hin und legen auf das Parteiturteil in dieser Frage besonders wenig Gewicht. Aber wir hoffen doch auch nach dieser Richtung auf einen glänzenden Sieg der kaiserlichen Politik über die kleinlichen Mörgler und Flaumacher unter uns selbst.

Die Thorheit, Deutschlands Anteil an der Lösung der chinesischen Frage nur nach den deutschen wirtschaftlichen Interessen in China zu beurteilen, die sich statistisch herausrechnen lassen, haben wir schon früher in den Grenzboten zurückgewiesen. Wenn jetzt der bekannte russische Staatsrat Bloch in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaften“ mit sehr mangelhaften Zahlen den Beweis führen will, daß die Mächte mit ihrer Aktion in China nur Geld zum Fenster hinauswerfen, so haben wir nicht mehr nötig, darauf einzugehn. Wenn er es aber für nötig hält, Europa mit der „gelben Gefahr“ von neuem zu drohen, die man durch die Erschließung Chinas für abendländische Kultur heraufbeschwöre, so möchten wir doch endlich einmal daran erinnern, daß es eben — sofern Vernunft und nicht krasse Unvernunft die europäischen Mächte, Rußland voran, befeelt — bei den über kurz oder lang zu eröffnenden Verhandlungen, die sich übrigens wohl mehr zwischen den Mächten als zwischen ihnen und China abspielen werden, ganz besonders darauf ankommen wird, dieser „gelben Gefahr“ gehörig vorzubeugen. Vierhundert Millionen so gefährliche Kerle, als die auch wir in gewissem Sinne die Chinesen betrachten, läßt man sich nicht ungestört zur Gefahr für die ganze europäische Kultur und die europäischen Staatswesen auswachsen, die nimmt man beizeiten unter die Schere. Wir gerade verkennen die ungeheure Bedeutung der chinesischen Frage auch in dieser Beziehung nicht, und wir verlangen gerade deshalb, daß der chinesische Krieg nicht ausläuft wie das Hornberger Schießen. Wir verlangen, daß trotz aller staatlichen und nationalen Selbständigkeit, die man den Chinesen vorläufig lassen soll, dauernd dafür Sorge getragen wird, daß die europäische Politik die chinesische Entwicklung

beherrscht. Keinem Volk der Erde — ausgenommen natürlich die Amerikaner — muß die Überlegenheit Europas so sehr zum Bewußtsein gebracht werden wie den Chinesen. Wer die Mächte davon abzuhalten sucht, übt den schlimmsten Verrat an dem Gesamtinteresse Europas und verdient ganz exemplarisch auf die Finger geklopft zu werden. Vielleicht wird vor Schluß der chinesischen Affaire die Notwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel noch sehr klar werden, und die Solidarität der europäischen Mächte nicht nur gegenüber der chinesischen, sondern vor allem auch gegenüber der amerikanischen Gefahr ihren Regierungen und Völkern zum Bewußtsein kommen.

Daß die Reichsfinanzverwaltung es für klug gehalten hat, die Geldmittel für den Krieg in den Vereinigten Staaten von Amerika zu borgen, wird die deutsche Politik in ihrer Unabhängigkeit nicht beeinträchtigen. Wir wollen nicht untersuchen, warum sie das nicht vermieden hat. Lieber wäre es uns gewesen, wenn sie es gethan hätte. Der gute Rat der Berliner Bankwelt hat wohl die Hauptschuld daran. Die Thatsache, daß man ganz allgemein durch diese Kreditoperation unangenehm überrascht war, erscheint uns nur erfreulich. Wir zweifeln auch nicht daran, daß das Geld spielend im Lande hätte aufgebracht werden können, wenn man sich ohne den Berliner Bankring, der seine Tresors wohl etwas stark mit industriellen Spekulationspapieren und Spekulationskrediten belastet hat, an das deutsche Kapital gewandt hätte. Reichspapiere zu vier Prozent nehmen außer den Privatkapitalisten vielerlei Institute sehr gern auf, die in ihren Anlagen auf volle Sicherheit zu sehen haben, gerade auch für begrenzte Fristen. Es ist unbegreiflich, warum nicht die Königlich Preussische Seehandlung, die Herr von Miquel beherrscht, damit betraut worden ist, diesen Weg aufzuschließen. Hat sie wirklich nur den Zweck, den Großbanken tägliches Geld für ihre Börsenoperationen billig vorzustrecken? Daß die Amerikaner das Geld wirklich aufbringen würden, ohne es aus dem deutschen Geldmarkt sofort heraus zu holen, war gar nicht anzunehmen; das Gegenteile ist auch schon eingeleitet worden und im Gange. Ein Nutzen war für uns gar nicht von der Operation zu erwarten, aber man wirft Amerika einen hübschen Gewinn in den Schoß und denen, die ihm dazu verholfen haben. Herr von Tielmann wäre Herrn Hansemann besser nicht gefolgt.

β

Die Toten von 1898. Im vorigen Jahrgang der Grenzboten ist von dem zweiten Bande des ausgezeichneten Werks: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer, 1899) Rechenschaft gegeben worden; jetzt liegt der dritte von etwa gleicher Stärke vor mit den Hellogravüren von Theodor Fontane und Konrad Ferdinand Meyer, den angesehensten Litteraturgrößen unter den Abgeschiednen des Jahres 1898. Vergleicht man den Inhalt dieses Jahrgangs mit dem vorhergehenden, mit andern Worten den Verlust, den Deutschland jenes und dieses mal erfahren hat, so erscheint er jetzt nicht so groß wie damals, wenn man von einem absieht, der außer allem Vergleich ist, so sehr, daß seine Kundgebung, ein an und für sich sehr geschickter, gedrängter Nekrolog Bismarcks von Alexander Meyer, in dieser Umgebung beinahe an unrechter Stelle scheint. Man hat die Empfindung, daß dieser große Tote, dessen Leben jeder von uns gleichsam mitgelebt hat, seine besondere Ehre hätte haben müssen, und daß sie vielleicht in der bloßen Meldung seines Ablebens auf einem übrigens leeren Blatte hätte bestehen können. Wenigstens steht er nun allen übrigen Toten voran. — Sechs Monate vor Bismarck starb sein österreichischer früherer Kollege, Graf Kálnoky, der von 1881 bis 1895, zwischen Haimlerle und Goluchowski, das Auswärtige Amt geleitet hatte. Dessen Nekrolog von Friedjung ist meisterhaft, als litterarische Leistung, wie ich glaube, das Beste in diesem ganzen

Bande. Der glänzend beanlagte Kavallerieoffizier, der den Ehrgeiz hatte, Diplomat zu werden, und sein Verlangen nur mit Mühe und auf die seltsamste äußere Art durchsetzte, weil man seine Kraft im Heere nicht entbehren wollte, lebt vor uns mit allen seinen Zügen, ein ernster, beinahe melancholischer Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, kein Genie, aber ein systematischer Kopf, die Selbstbeherrschung in Person, fest und unablässig in dem Erreichbaren, über das hinaus aber resigniert und scheinbar teilnahmslos. Er war ganz Aristokrat, „die Nase in der Luft,“ selbst im Vorzimmer des Kaisers schien er seinen Schritt nicht zu beschleunigen, und andre Kreise mit ihren Anschauungen kümmerten ihn nicht. In seinem Beruf ging er auf, und er führte ihn aus, so gut es sich thun ließ: er kam friedlich mit Rußland durch, ohne daß sich Oesterreich etwas vergab, und neben Bismarck behauptete er sich mit Feinheit und Würde. Warum er dennoch fallen mußte, und zwar in Gnaden, während der Sieger Bausfy sehr ungnädig vom Kaiser angelassen wurde, wie er zu Taaffe stand, und wie er sich zu den Fragen der innern Politik zu stellen gezwungen wurde, das alles ist für Oesterreich höchst charakteristisch und von Friedjung vortrefflich entwickelt. Ein guter Diplomat, der die bessern Seiten der österreichischen Tradition pflegte, Gelassenheit und Vertragstreue, und der in den Leistungen seines eigentlichen Fachs von keinem österreichischen Staatsmann in diesem Jahrhundert übertroffen wurde, aber kein Politiker von Ideen, die andre hätten hinreißen können, und vor allem ein Mann, der Ungarn nicht verstand und darum über Ungarn stürzen mußte. Sein Nachruhm kümmerte ihn nicht, er schrieb nach seinem Rücktritt keine Verteidigungen und gab auch keine Memoiren heraus, er lebte ganz als Privatmann auf seinen Gütern und starb kaum vierundsechzig Jahre alt. — Bekannte Männer des politischen Lebens sind der badische Staatsminister Turban, der jüngere Jolly, Sohn des Ministers, Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, erst zweiundvierzig Jahre alt, und H. H. Meier in Bremen, einundachtzig Jahre alt. Von den hohen Militärs, die wir hier verzeichnet finden, sind nur zwei im weitern Sinne bekannt geworden: Vizeadmiral Batsch, der seinen Abschied nahm, weil Caprivi 1883 Marineminister wurde, als Kommandant des Flaggschiffs bei dem Untergang des „Großen Kurfürsten“ 1878 und auch übrigens viel genannt, ein Mann von anerkannten Verdiensten, sodann General von Kalkenborn-Stachau mit einer frühen glänzenden Karriere, aber geringem Nachruhm. Als Kriegsminister seit 1890 hatte er das neue Militärgesetz mit der zweijährigen Präsenzzeit dem Reichstag vorzulegen und nahm, als es in der von ihm vertretenen Form gefallen war, 1892 seinen Abschied; sechs Jahre später starb er, erst zweiundsechzigjährig. — Zwei bekannten Künstlern, Benjamin Bantier und Friedrich Geseleschap, schließt sich ein weniger bekannter dritter an, der Wappenmaler Bühler aus Bern, über den in einem gut geschriebnen Nekrolog anziehend berichtet wird. — Die zwei berühmtesten Schriftsteller sind schon genannt worden, ihre Nekrologe sind ebenfalls gut, nur dürfte bei Theodor Fontane mancher Leser, wenn er Teilnahme für die Person gewonnen hat, fragen, wovon der Dichter eigentlich gelebt habe. Unter den vielen übrigen hier verzeichneten Schriftstellern sind die besten die gewesen, die noch sonst einen Beruf hatten; der amtlose Litterat erscheint in verschiednen wenig ermutigenden Beispielen. Viel Arbeit, wenig Ehre, im besten Falle zuletzt ein verständnisvoller Nekrolog: Stephan Born, gebürtig aus Bissa, Redakteur an den Basler Nachrichten, vierundsiebzig Jahre alt, demokratischer Politiker, Übersetzer, litterarischer Kritiker, viel umhergeworfen, internationale Existenz. Heinrich Reiter, namhafter ultramontaner Kritiker (Paderborn, Münster, Regensburg), Autodidakt, starb in den besten Mannesjahren. Unter den litterarischen Professoren steht zu oberst Niehl, der schon 1897 in hohem Alter gestorben ist, aber erst in diesem Jahrgang eine vortreffliche Würdigung durch Georg von Mayr erfahren

hat. Bei seiner großen Vielseitigkeit bleiben seine sozialwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten doch das Wichtigste, und zwar wegen ihres Gedankengehalts und ihrer ganz persönlichen Prägung, denn ihre der Statistik abgewandte Methode ist nicht mehr die von heute. Dann wird wohl Georg Ebers kommen, der ein- undsechzig Jahre alt geworden ist. Ein Mann von einziger Herzensgüte und Freundlichkeit, wohlthwend für jeden, der je mit ihm zusammen gekommen ist. Ein eingehender Nekrolog seines früheren Leipziger Kollegen Eduard Meyer hebt schön seine Lehrthätigkeit und seinen lauteren wissenschaftlichen Sinn hervor. Sein Dichterruhm wird ihn nicht lange überleben, er war sein Glück, das er in schweren körperlichen Leiden ohne Überhebung genoß. Gelehrte, die über ihr Fach hinaus gewirkt haben, sind der Philolog Otto Ribbeck, der Ästhetiker Robert Zimmermann und der Historiker Bernhard Rügler. Besonders viele tüchtige Juristen, zum Teil Männer von Namen, finden sich unter den Toten von 1898: Hirschius, von Cuny, Köppen, Schulin, Baron, der Nationalökonom Kries. Endlich der Experimentalpatholog Stricker und der Sanskritist Bühler, beide in Wien. Ein Unikum an Begabung und vielseitiger Leistung war der mit vierundsiebzig Jahren in Potsdam gestorbene Oberpräsidialrat Theodor Schulze, bewährt und anerkannt im Staats- und Verwaltungsrecht, in Philosophie und Naturkunde beschlagen und dazu noch — Buddhist, nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch in seiner Weltanschauung. Schließlich verdient der Schwabe Paul Lang, Pfarrer in Urach, als begabter, gedankenreicher Erzähler einen Platz in unserm Gedächtnis. — Wir sind in unsrer Übersicht aus dem Bereich des einzelnen Fachs herausgetreten und stellen einige Männer von weiten Interessen zusammen. Der Schweizer Hell-Fels, Doktor der Theologie, Philosophie und Medizin, dessen Reisebücher jedermann bekannt sind, starb achtzig Jahre alt in München. Friedrich Bruckmann, der Begründer des weltbekannten Münchner Hauses, von Geburt ein Rheinländer, ist vierundachtzig Jahre alt geworden. Hermann Märtenz, Baumeister und Kunstschriftsteller, starb fünfundsiebzig Jahre alt zu Bonn, nicht zu verwechseln mit dem ein Jahr vor ihm gestorbenen Gotiker Franz Mertens (Berlin). Seine Werke über Baukunst und Skulptur und über ästhetische Probleme sind zahlreich, groß angelegt, gedankenvoll und zum Teil prächtig ausgestattet. Auch unter den Buchhändlern hat der Tod diesmal wieder Ernte gehalten: R. Brockhaus, Liebeskind, Kost senior, Adolf Roßbach. Heinrich Lemperz, J. M. Heberles Nachfolger, der Gründer der Firma H. Lemperz Söhne in Köln, der seit 1872 von dem Geschäfte zurückgetreten war, starb einundachtzig Jahre alt, nachdem ihm einer seiner Söhne schon vor einigen Jahren vorangegangen war. Lemperz senior, dessen Schätze nun in alle Welt verstreut werden, war ein hervorragender Sammler, ein Kenner von Buch- und Bildwerk jeder Art, der sich auch als Schriftsteller hervorgethan hat. Ihm verdankt Köln das zeitlich und seiner Bedeutung nach erste deutsche Kunstauktionsinstitut, das allen Bilderfreunden bekannt ist.

Innerhalb des Zeitraums, den dieser Jahrgang des deutschen Nekrologs umfaßt, Weihnachten 1898, starb Moritz von Egidy, erst einundfünfzig Jahre alt, einer der edelsten Männer, die es gegeben hat. Der Nekrolog sagt noch nichts über ihn, aber bei Pierson in Dresden und Leipzig ist ein zweibändiges Werk erschienen, das außer Egidys Schriften eine warm empfundne Biographie von Heinrich Driesmanns enthält. Es sei allen empfohlen, die für die ethische Bewegung Sinn und Verständnis haben. Ich selbst gehöre nicht zu diesen, denn ich kann mir unter einer ethischen Lebensauffassung, die alle Religion ablehnt, nichts denken. Zunächst war er nur, wie schon mancher vor ihm, gegen das gedankenlose Gewohnheitschristentum aufgetreten, er hatte aber doch noch seine Untergebenen, denen er es nicht befehlen konnte, gebeten, in die Kirche zu gehn (Sie thun mir persönlich damit

einen Gefallen). Bald darauf brauchte er weder Kirche noch Christentum mehr, und auf seinem Sterbebette genügte ihm der Gedanke an das ewige Naturgesetz, das seines Daseins Ziel bestimmte. Sein erstes veröffentlichtes Buch kostete ihn seine Stellung (1890). Es war ihm schmerzlich, denn er hatte es nicht erwartet, aber er fand sich mit Festigkeit hinein und sah nun seinen Weg sich vorgezeichnet: er zog nach Berlin und später nach Potsdam, um ganz seiner Sache zu dienen. Sein Feld war weiter geworden, aber es lag auch tiefer, denn gesellschaftlich war er hinabgestiegen, und nur in dem vollen Einverständnis mit einer gleichgesinnten Familie war dieses Leben überhaupt durchzuführen. Es hat nur acht Jahre gewährt und ihn selbst in hohem Maße befriedigt. Enttäuschungen blieben zwar nicht aus, und die Gemeinde, die er um sich sammelte, war sehr gemischt; eine Gelegenheit zur Aussprache seiner Gedanken vor dem Kaiser suchte er vergeblich. Ein Mann von einer so aufrichtigen und reinen Idealität mußte wohl auf seine Umgebung reinigend und veredelnd wirken, und ihm näher getreten zu sein ist ohne Frage für viele einzelne ein großer Gewinn gewesen, aber zur Begründung einer weiter lebenden Gemeinschaft von einiger Bedeutung würde doch diese Ethik nicht hinreichen, auch wenn sie in wichtigen Punkten dem praktischen Leben gegenüber weniger unmöglich wäre. Die Bewegung beruhte ganz auf dem einen Manne, und ein zweiter wird erst gefunden werden müssen, der ihr so viel wie Egidy nicht nur opfern wollte, sondern auch zu opfern hätte.

U. P.

Das Mannheimer Theater. Eine musterhafte Publikation in zwei starken Großoktavbänden, von Friedrich Walter im Auftrag der Stadtgemeinde bei S. Hirzel in Leipzig herausgegeben. Der erste Band behandelt das Theaterarchiv von 1779 bis 1839, der zweite die Bibliothek (Bücher und Musikalien) und das vollständige Repertoire der Dalbergschen Zeit 1779 bis 1803. Ein reiches Material, das noch zu vielen Studien führen kann und nicht nur für die Kreise der Bühne, sondern auch für die Geschichte unsrer Kultur eine Menge der wichtigsten Dinge enthält. Neben Dalberg und Beck tritt Zffland hervor, der hier seine ersten sieben Jahre verbrachte, bis er 1796 nach Berlin berufen wurde. Aus großer Bedrängnis, denn während der Kriegszeit 1794 bis 1796, als das Theater eingehn sollte, waren die Schauspieler gewärtig, den Anspruch auf ihre Pensionen zu verlieren, er selbst aber war durch Schuldverpflichtungen gebunden. Die Korrespondenz zwischen ihm und seinem Gönner Dalberg ergiebt viel neues. Zffland erscheint in besserem Lichte, die persönlichen Details, die uns vorgelegt werden, haben etwas geradezu rührendes. In der Litteratur hat er ja heute kaum noch einen Namen, und er selbst dachte darin bescheiden von sich; wie ernst er es aber mit seiner Kunst nahm, und unter welchen Sorgen er sie übte, wird man gern lesen. Und wie es im Schauspiel überhaupt herging, sieht man bis ins kleinste. Wahrscheinlich giebt es kein ähnlich lehrreiches Dokumentenwert wie dieses.

Empfehlenswerte Sprachdummheiten. Liebhaber des Wortes „bilden“ machen wir auf die Art der Verwendung aufmerksam, deren sich ein Bericht aus Tanger im Leipziger Tageblatt bedient. Es heißt da: Wird einem Ausländer hier ein Leid angethan, so bildet er in der Regel selbst die Ursache.

Hübsch zur Weiterbenutzung ist die geschickte Vermeidung des abgedroschnen Wortes „immer“ in der Verbindung „stetsfort,“ mit der eine Sonntagsnummer des Berner „Bundes“ unsre Sprache weiterbildet. Hier ist der neue Begriff des Fortstehens geschaffen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig